



Unterwegs auf einer Urgewalt

Von Kinshasa nach Kisangani sind zwei GEO-Reporter per Frachtschiff auf dem Kongo unterwegs. Sie finden furchtlose Fischer und einen reichen Missionar; den verhexten Palast eines Diktators und Humphrey Bogarts Hotel aus dem Film »African Queen«. Teil 2: von Mbandaka nach Nordosten

Von Michael Stührenberg (TEXT) und Kris Pannecoucke (FOTOS)

Aufgelaufen! Der vorderste der sechs Eisenpötte unseres Schubverbands steckt fest, in einer unsichtbaren Sandbank mitten im Fluss, zwei Kilometer vom nächsten Ufer entfernt. Die Mannschaft der „Ma’ Ungano“ ist überfordert. Einige Matrosen stehen wie gelähmt zwischen den Warenhügeln, die sich vor der Brücke des Schiffes türmen. Andere laufen planlos hin und her. Kapitän und Eigner Albert-Henri Buisine alias „Napoleon“ schreit, flucht, droht und prophezeit ein baldiges Ende der Schifffahrt auf dem Kongo.

Dabei hatte dieser Tag, der 19. seit unserer Abfahrt aus Kinshasa, der Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo, so ruhig begonnen: Leinen los um

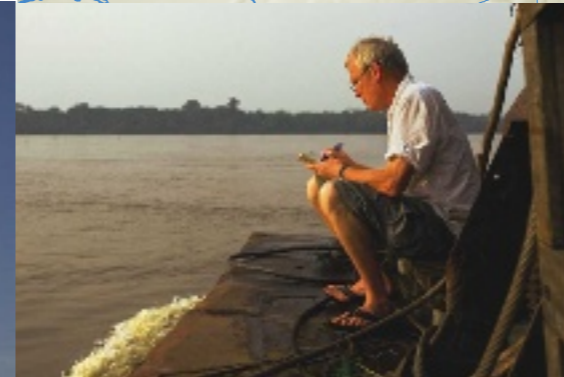
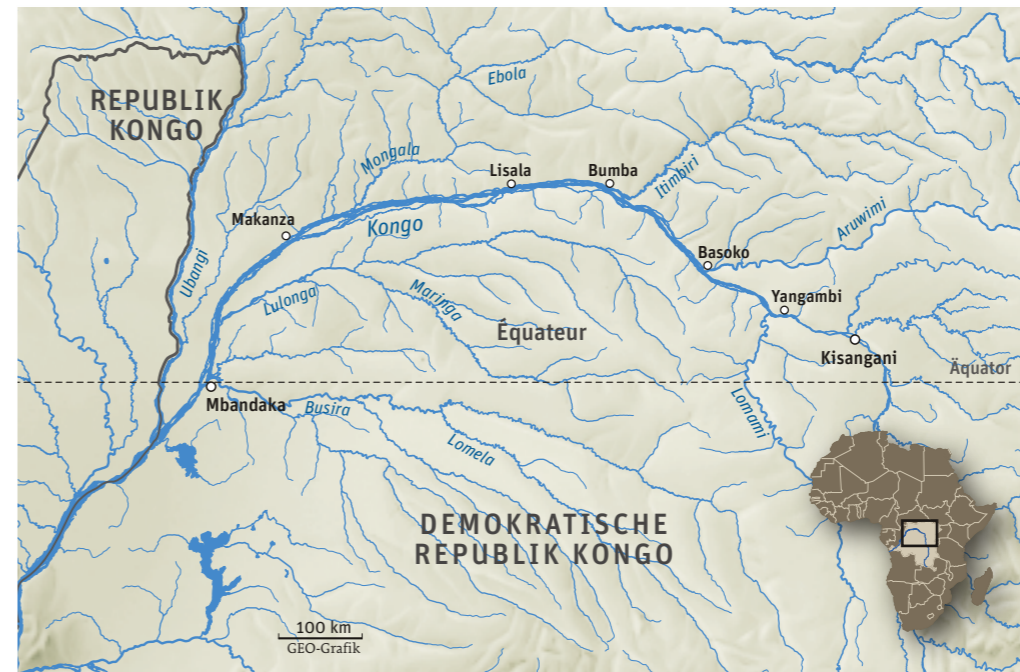
vier Uhr morgens, kein Mond, der Fluss versunken in Finsternis. Nur über das Inselufer, vor dem wir übernachtet hatten, streifte der gleißende Strahl des Bordscheinwerfers. Als versuchte er, ein Loch in die grüne Wand zu brennen.

Aber auch kurz nach dem Ablegen blieb das Ufer bedenklich nahe. Ein über dem Wasser hängender Ast fegte plötzlich backbord über das Oberdeck, warf Stühle um, kam geräuschvoll auf mein Bettlager zu. Gerade rechtzeitig habe ich mich von der Matratze wälzen können, zog dabei das untere Ende des Moskitonetzes mit mir, konnte es, nachdem ich auf wundervolle Weise in aufrechte Haltung gelangt war, im letzten Moment hoch genug halten, sodass der Ast unter ihm durchglitt, statt es zu zerreißen.

Das Resümee meines Zirkusakts ist beim Frühstück ausgekostet worden. So gar Kapitän Buisine eilte von der Brücke herbei, um seinen Spaß zu haben: „Über solche Äste kommen Schlangen an Bord. Was hättest du gemacht, nackt mit einer Mamba auf dem Schoß?“

Plötzlich ein Ruck! Vom Bug der ersten Barge, wie die Glieder des Schubverbands hier heißen, setzte er sich durch den Körper der Eisenschlange fort bis auf das Motorschiff. Wir schauten uns besorgt an. Die Dieselmotoren röhren auf der Stelle. Buisine rannte auf die Brücke. An diesem Tag, ahnte ich, würde es nicht mehr viel zu lachen geben.

Nun pflügt unser Schubschiff schon seit Stunden um die aufgelaufene Barge. Die restlichen fünf haben wir am Ufer



Wie tief ist die Fahrrinne? Der Kapitän auf der Brücke, rund 200 Meter hinter dem Bug des Schubverbands, ist auf Fingerzeige angewiesen. Reckt der Matrose die Faust, dann hat die Messlatte eines weiter vorn postierten Mannes keinen Grund berührt. Zähl verrinnende Stunden auch für Autor Stührenberg

festgemacht. Sechs Barges, das sind wohl einfach zu viele. Als wir vor drei Wochen in Kinshasa abgelegt hatten, bestand unser Konvoi aus vier Barges plus Schubboot, insgesamt 170 Meter lang. Dann aber, vor acht Tagen in Mbandaka, sind wir von einer Motorpiroge eingeholt worden. An Bord ein dicker Oberst in Zivil. Buisine, selbst kongolesischer Oberstleutnant a.D., kannte ihn aus Mobutu-Zeiten. „Ramses“ nennt er ihn in fröhlicher Erinnerung an eine gemeinsame Nilfahrt mit dem Diktator Mobutu, dem Buisine über Jahre verbunden war.

Ramses überbrachte Buisine eine „Meldung von unserem Geheimdienst“. Inhalt: Am Ufer eines Dorfs lägen die zwei Barges eines anderen Konvois, der mit Motorschaden liegen geblieben sei.

„Die sind in Gefahr“, schwor Ramses und griff dramatisch nach Buisines Hand. Piraten hätten drei Militärs bestochen, um beim Plündern zu helfen. „Wenn du die Barges nicht da wegholst, ist die Ladung verloren“, schloss der Oberst – und brauste auf seiner Piroge davon.

Als wir das Dorf zwei Tage später erreichten, begrüßten uns dort einige ausgelaugte Matrosen stürmisch, die Dörfler hingegen mit enttäuschten Mienen. Bei den Piraten handelte es sich offenbar um sie selbst. Und statt mit der „Ma’ Ungano“ hatten sie mit dem Eintreffen dreier „gemieteter“ Soldaten gerechnet. Wir vertäuten die beiden Barges mit unserem Konvoi und legten ab. Seither müht sich unser auf 210 Meter angewachsener Eisenpythons mit 2000 Tonnen Ladung

den Kongo hinauf. Neue Spitzengeschwindigkeit 3,8 Stundenkilometer – das Tempo eines trainierten Einbeinigen.

Die Rettung kommt per »Klospülung«

Und jetzt diese Sandbank! Um die Barge freizubekommen, versucht Buisine, Sand aufzuwirbeln durch eine von den Schiffschrauben erzeugte „Klospülung“, wie er es poetisch nennt. Es läuft zäh. Matrosen schreiten den Rand der Plattform ab, stoßen Messlatten in den trüben Fluss. Manchmal kommt Hoffnung auf. Wenn etwa der Matrose an Backbord 1,80 Meter anzeigt. Doch was nützt es, wenn der Kollege an Steuerbord dann nur 1,40 Meter zu melden hat?

Natürlich bleibt eine Frage nicht aus: Wie konnte das passieren? Buisine übernimmt selbst einen Teil der Schuld. Während er mit uns am Frühstückstisch alberte, trafen auf der Brücke Steuermann und Lotse die falsche Entscheidung. Sie wussten, dass vor ihnen diese Sandbank liegt. Und dass es an der Stelle nur eine schmale Passage geben würde. Aber statt die Maschinen zu stoppen und Matrosen mit der Bordpiroge zum Loten vorauszuschicken, verließen sie sich ganz auf ihre „Lektüre des Flusses“ – und haben sich verlesen.

„Vielleicht haben wir einfach Pech gehabt“, schließt der Kapitän, ungewohnt gütig. Und am Nachmittag bekommt er die Barge endlich frei. Seine Mannschaft jubelt. „Vive le capitaine!“, ruft Cédric, das „Hundskind“, der Leichtmatrose, der nicht mal einen Lohn für seine Arbeit bekommt. Und Albert-Henri Buisine, der seit Henry Morton Stanley vielleicht meistgehasste Weiße auf dem Kongo, verbirgt seine Rührung.

Auf der „Ma’ Ungano“, die übersetzt „Versöhnung“ heißt, kommen Gedanken mit ähnlicher Langsamkeit voran wie das Schiff. Zu viel Zeit! Um sie zu füllen, schreibe ich auf, was ich sehe, ahne, höre, gehört habe. Nach drei Wochen besteht mein Bordbuch aus mehreren Notizbü-



chern und Schulheften. Beim Blättern werde ich mir meines verrutschten Zeitgefühls bewusst. Was ich da lese, erscheint mir als lange zurückliegend. Dabei geschah es vor wenigen Tagen:

ZEHNTER TAG: Gestern Abend legte Buisine an einer Insel an. Einer unter Hunderten, die meisten nur strandloses, überquellendes Grün im Strom. Auf dieser aber „wohnen“ Flussnomaden.

„Wir sind Fischer“, sagte Papa Bayaka, der mich auf einem Stuhl vor seiner Strohhütte empfing. Er erklärte mir, weshalb so wenige Menschen am Kongo Ackerbau betreiben: „Ein Fischer findet den Lohn seiner Mühe sofort im Netz. Wären wir Bauern, müssten wir Bäume fällen, Felder pflügen, Maniok pflanzen, monatelang auf die Ernte warten.“

Langzeitmühe, wollte Bayaka sagen, widerspreche seiner Mentalität. Hat sich sein Leben in den vergangenen 20 Jahren geändert? Früher habe es mehr Fische im Fluss gegeben, dafür seien heute die Preise besser, sagte der Greis. Er ist 62 Jahre alt, sieht aber aus wie 80; bei 55 Jahren liegt die Lebenserwartung in der Region. Bayaka strahlte eine große Gelassenheit aus, längst ist er ein Überlebender.

Ebenso ist es eine Greisin, die sich als „erste Bewohnerin“ der Insel ausgab. Auf meine Frage, was sie noch vom Leben erwarte, sagte sie: „Habe ich Hunger, werfe ich mein Netz aus. Sofort fange ich einen Fisch, vielleicht auch nur einen kleinen. Den koche ich, teile ihn mit den Kindern. Habe ich Glück, ist noch ein zweiter Fisch im Netz. Den trockne ich, um ihn auf Schiffen wie dem euren zu verkaufen.“

So einfach: das Altern in Ruhe.

VIERZEHNTER TAG: Immer ist es der Einzelne, der den Glauben an die Menschheit nährt, besonders auf dem Kongo. David Aaron, der eigentlich Ofanda heißt, sich aber von einer Wiedergeburtssekte hat umtaufen lassen, begleitet auf der „Versöhnung“ 294 Fässer Benzin. Sie kommen aus Angola und sind für Davids Bruder, einen Händler in Kisangani,



bestimmt. Aber Fässer sind leicht zu stehlen. Man braucht sie nur in den Fluss zu schieben, wo sie über Komplizen, die dem Schiff folgen, den Weg zu Abnehmern finden. Deshalb schläft David ausgestreckt auf seinen Fässern und in der Regel nur sehr wenig. Und mit jedem Tag, kein Wunder, wirkt er erschöpfter.

Auch David Aaron führt Tagebuch. „Damit ich meiner Frau, meiner Tochter und später unseren noch ungeborenen Kindern von dieser Reise berichten kann“, erklärte er mir. Ein großes Abenteuer also. Und jede Nacht, wenn sich David den Fässern zuliebe keinen Schlaf gönnt, schreibt er in kindlicher Schönschrift einen weiteren Absatz in sein Schulheft. Nur jeweils einen einzigen. Das Heft ist voller unsterblicher Sätze wie: „Aujourd’hui j’ai mangé du poisson.“ „Heute habe ich Fisch gegessen.“

Etwas, das nicht in seinem Heft verzeichnet steht, rührt mich noch mehr. David transportiert nicht nur Benzin, sondern auch einen Schatz. Ein Mango-bäumchen, gepflanzt in eine mit Erde aus Kinshasa gefüllte Milchpulverdose. Den Keimling werde er in Kisangani im Garten seines Bruders einpflanzen, verrät David.

„Er stammt ab von einem Baum mit köstlichen Mangos. Früchte wird er in zehn Jahren tragen. Dann komme ich mit meiner Familie zum Kosten.“

Ein Bürger der Demokratischen Republik Kongo, der ein Jahrzehnt im Voraus plant. Es erscheint mir unfassbar angesichts all dessen, was dieses Land immer schon an bösen Überraschungen für seine Bewohner bereitgehalten hat.

Von großen Hinterteilen und hinterhältigen Hexern

Siebzehnter Tag: Stunden in lähmender Hitze. Ein Dutzend Tsetse-Fliegen hat sich auf der Terrasse des Oberdecks eingefunden. Dort, wo wir gerade sitzen, um einen Hauch Fahrtwind zu genießen. An meinem Körper rinnt der Schweiß hinab, mein Hirn fühlt sich an wie heißer Brei.

Bernadette, unsere Köchin und Dolmetscherin, wird von einer Tsetse-Fliege gestochen, zum zweiten Mal. In ihren ausladenden Hintern. Warum sie und nicht ich, will sie wissen.

„Weil du schwer zu verfehlen bist“, schlage ich als Antwort vor. Sie lächelt, versteht meine Worte als Kompliment.

Die Reize der kongolesischen Frau liegen in ihrem Hinterteil, jedenfalls in den Augen kongolesischer Männer. Radio Okapi, der von der UNO finanzierte und meistgehörte Radiosender im Land, hat vor Kurzem davor gewarnt, der Natur durch Chemie nachhelfen zu wollen. Zahlreiche Frauen würden sich eine aus Nigeria importierte Substanz injizieren, die zum Mästen von Schweinen erfunden worden sei. Sie sollten das besser nicht tun.

Jedem seine Passion: Fahrer Pappy hütet an Bord einen Jeep, den er zu einer Goldmine überführt. Am Ufer begnügen sich die Menschen mit hand-geschnitzten Statussymbolen

Komische Gedanken. Die Hitze. Alle an Bord sehnen sich nach einem Gewitter – egal, mit welcher Sturmstärke.

ZWANZIGSTER TAG: Die Mannschaft glaubt nicht, dass unser Auflaufen auf die Sandbank auf Pech zurückzuführen ist. Nichts geschehe zufällig, meint der Matrose Freddy Kitaba. Also? „Fétiches“, murmelt er. Die anderen nicken: ein klarer Fall von bösem Zauber. „Die Besoffenen von gestern“, raunt Kitaba.

Stimmt, am Tag zuvor sind eine Menge Verwünschungen gegen uns ausgesprochen worden. Es begann damit, dass vier junge Männer ihre Piroge an unseren Konvoi binden wollten. Offensichtlich waren sie betrunken. Da trat ihnen der Matrose Bompétit entgegen, den sie

„Spartakus“ nennen, ein breitschultriges Muskelpaket.

Erst ein Wortgefecht, dann ein Handgemenge. Mit weit aufgerissenen Augen versuchte einer der Männer, die „Versöhnung“ gewaltsam zu entern. Da drosch ihm Spartakus mit einem Schlauch über den Kopf und, als dies nicht zu reichen schien, noch mal mit einem Feuerlöscher. Was sichtbar mehr Wirkung zeigte. Das Boot der Betrunkenen trieb in den Heckwellen der „Ma’ Ungano“ davon.

Aber ihre Flüche verfolgten uns noch eine Weile. Und nun glauben alle Matrosen, dass die vier Männer die Söhne und die Neffen berühmter Hexer gewesen sein müssen, die unser Schiff entern wollten. Und dass irgendwo im Wald eine Hexerkonferenz stattgefunden haben





Im Hafen von Mbandaka hat ein Holzfrachter festgemacht. Der Kapitän wartet auf Dokumente für die Weiterfahrt stromabwärts. Seine Passagiere harren unter aufgespannten Schattenspendern aus – oft viele Tage lang

muss, mit einem einzigen Punkt auf der Tagesordnung: uns!

An diesem Abend sitze ich mit einigen aus der Mannschaft zusammen. Thema: Magie. Unterthema: Flusspferde. Beweise werden aufgetischt. Nur für mich, den ungläubigen *mundele*, den „Weißen“.

„Also“, sagt einer, der Henri heißt und den Bart eines gläubigen Muslims trägt: „Ich kenne ein Dorf im Osten“ – er hält inne, zeigt auf den Regenwald zu unserer Rechten (erster Beweis: geographische Präzision). „Die hatten einen Hexer, der fuhr jeden Abend mit seiner Piroge zu einer Sandbank“ (zweiter Beweis: Fülle von Details), „zog sich nackt aus und sprang ins Wasser. Wo er sich in ein Flusspferd verwandelte. Er liebte es, so im Wasser zu schwimmen. Nach einer Stunde kehrte er zurück zum Boot, verwandelte sich zurück und zog sich wieder an. Bis ihm eines Abends jemand die Kleider klaute. Da war der Hexer dazu verdammt, Flusspferd zu bleiben.“

Erwartungsvolle Blicke in meine Richtung. Ich nicke einsichtig, aber offenbar nicht spontan genug. Henri wendet sich an den Mann neben sich: „Du kennst doch das Dorf im Osten, Albert, nicht wahr?“ Albert sagt: „Ja, das kenne ich!“

Ein Augenzeuge als dritter Beweis. Überzeugtsein simulierend, ziehe ich mich unter mein Moskitonetz zurück.

Rosen, Ruinen und Mobutus Aberglaube

21 Tage nach unserer Abfahrt in Kinshasa erreichen wir Lisala. Die Geburtsstadt des Diktators Mobutu wirkt reizvoll. Säuberlich aufgereiht ruhen Pirogen am Sandstrand, der nackten Kindern zum Baden, Müttern zum Wäschewaschen dient. Eine Stadt? Eher ein grünes Dorf, dessen Hütten über eine mit Mangobäumen und Kokospalmen durchsetzte Hügelflanke zerstreut sind.

In Lisala geht eine Ladung für Herrn Kanté von Bord. Geboren in Mali und verheiratet im Kongo, steht Kanté für eine der seltenen Erfolgsgeschichten im

Land. Er macht ein Vermögen durch die Wiederbelebung einst belgischer Gummiplantagen. Deren beste Jahre lagen um 1900, im Zuge des ersten Automobilbooms und der damit verbundenen Nachfrage nach Reifen. Ein Jahrhundert später profitiert Kanté nun von einem anderen Boom – im Zuge von Aids wird sein Gummi für Kondome gebraucht.

Am Kai herrscht Gedränge. Ein Mann fällt mir auf: um die 50 Jahre alt, auf dem kahl geschorenen Kopf eine Schirmmütze und vor sich her tragend einen gewaltigen Bauch, zugespitzt wie eine Granate. „Wer ist das?“, frage ich Gaston, den Steuermann. Er grinst: „Le Commissaire fluvial.“ Der Flusskommissar also. Er weiß: Zu den schwierigsten Dingen am Kongo zählt, auf ehrliche Weise so fett zu werden.



Falls jemand die Pest an Bord haben sollte: Hafendarbeiter sprühen vor dem Löschen der Ladung Rattengift in alle Schuten. In Lisala verfällt ein Palast, den der Diktator Mobutu aus Angst vor Hexen nie betrat. Nun stehen hier ungenutzte Schulbänke



Während Buisine im Hafen seinen Geschäften nachgeht, immer den dicken Flusskommissar an der Seite, steige ich den Hang hinauf, um die örtliche Sehenswürdigkeit zu besichtigen: einen Mobutu-Palast, dem Führer „vom Volke“ zum 60. Geburtstag geschenkt. Das war 1990, Buisine überwachte damals im Auftrag des Diktators die Bauarbeiten. Als Mobutu zur Einweihung kam, ging er nur um das Palais herum, weigerte sich aber, es zu betreten. Der Bau sei verhext, erklärte er dem enttäuschten Buisine.

Der Palast, längst eine geplünderte Ruine, umgeben von Müll, dient heute als Schule, im Moment aber ohne Schüler. Unter einer Decke mit klaffenden Löchern und bröckelndem Stuck steht eine Tafel, von Stöcken gegen eine Wand gestützt. „Il n’a pas de rose sans épine“,



hat der Lehrer auf die Tafel geschrieben: Keine Rose ohne Dornen!

Die Rosen? Sie blühen vor der überwucherten Gartenterrasse. Hier gewährte Mobutu Audienzen, genoss den Blick auf die „Kamanyola“, seine Yacht. Auf der Terrasse verbrachte er auch seine Nächte.

Die Dornen? Sie stechen aus Buisines Erinnerungen. Vier Jahre lebten sie damals fast nur an Bord der „Kamanyola“, der Diktator und sein „Napoleon“, der damals noch nicht Kapitän, sondern Berater des Präsidenten war. Gemeinsam schauten sie abends die Fernsehnachrichten, die immer mit demselben Spot begannen: der Herrscher auf einer Wolke, die sich langsam auf den Fluss senkte. „L’Homme du Fleuve“ hieß Mobutu im

Volksmund. Er liebte den Fluss mehr als seinen Staat.

„Auf der ‚Kamanyola‘ hatten wir unsere beste Zeit“, erzählt Buisine abends auf der „Ma’ Ungano“, auf der es kein Fernsehen gibt. „Obwohl auch Unfälle passierten. Eines Nachts fuhren wir in einen unbeleuchteten Schubverband hinein. Die Zahl der Opfer dürfte bei 500 gelegen haben. Genauer ließ sich das nicht bestimmen. Die Toten sanken ja sofort.“

Afrikanische Flüche und chinesische Grüße

Wieder unterwegs. Auf dem Fluss begegnen wir nun nur noch selten Schiffen. Wir befinden uns am nördlichsten Punkt

der Kongoschleife. Ab Bumba, unserem nächsten Halt, führt die Route nach Südosten, also erneut in Richtung Äquator. Weil sich das Kongobecken über klimatische Zonen zu beiden Seiten des Null-Breitengrades erstreckt, ist die Wassermenge im Fluss beständig; Niederschläge über seinem Einzugsgebiet verteilen sich gut übers Jahr. Das schafft günstigere Bedingungen für die Schifffahrt, als Nil oder Niger sie zu bieten haben, die nur in der nördlichen Hemisphäre fließen.

Der magere Verkehr flussaufwärts ab Lisala zeigt aber, dass der Zusammenhalt der Demokratischen Republik Kongo nur noch an einem dünnen Faden hängt. Der dynamischere, swahilisprachige Osten des Landes ist offenkundig schon weit-



Vor dem nächsten Regen: Eine Familie stakt ihre abgedeckten Waren im Einbaum stromaufwärts Richtung Markt. Ein Mädchen wird Hilfe von oben beim Geschirrabwaschen bekommen

GEOABO

Wir bringen Ihnen die Welt nach Hause.

Und das 12x im Jahr portofrei. Sichern Sie sich jetzt GEO zum Vorzugspreis.

”

GEO ist Deutschlands größtes Reportage-Magazin. Es bietet Erlebnis und Wissen. Es berichtet von allen Kontinenten. Es zeigt die Welt in großartiger Fotografie.

Herzlichst, Ihr

Peter-Matthias Gaede

“



Peter-Matthias Gaede,
Chefredakteur GEO



GEO IM ABO

- 1 Nach-Hause-Service**
Garantiert keine Ausgabe verpassen.
- 2 Dauerhafte Ersparnis**
12x im Jahr 5% sparen und portofreie Lieferung.
- 3 Jederzeit kündbar**
Vorauszahlungen werden zurückerstattet.
- 4 Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
- 5 GEOcard**
Ihr Eintritt in die GEO-Erlebniswelt mit attraktiven Vorteilen.

5%
sparen

Verlag Gruner + Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Baur, Am Baumweg 11, 20459 Hamburg, AG Hamburg, HRB 1502357.
Vertrieb: DPA Deutscher Pressevertrieb GmbH, Dr. Olaf Conrad, Heliosstraße 1, 20095 Hamburg, AG Hamburg, HRB 1502357. 1.4.2015, aus dem dt. Text: 1.4.2015, aus dem dt. Text: 1.4.2015, aus dem dt. Text: 1.4.2015.



GEOBESTELLEN

Per Post:

Karte abschicken

Per Telefon: (Bitte die Bestell-Nr. angeben)

01805/861 80 03*

Absenten-Service Österreich und
Schweiz: +49 1805/861 80 03

Diese
PDF-Seite
ist
nicht
verfügbar

Diese PDF-Seite ist nicht verfügbar

1. Retro-Dockingstation

- Edles Uhrenradio im 60er-Jahre-Look:
- für alle gängigen MP3- und MP4-Player
 - mit FM-/AM-Tuner und Weckfunktion
 - Maße: ca. 15x5x9 cm



GRATIS
zur Wahl



2. PIERRE CARDIN-Geldbörse

- Persönlichkeit zeigen – stilvoll zahlen:
- aus edlem dunkelbraunem Ziegenleder
 - viele praktische Fächer
 - Maße: ca. 10x13x2 cm



3. HÄUSSER-Uhr „Advanced Black“

- Schön sportlich unterwegs:
- orangefarbene Ziffern und Datumsanzeige
 - präzises Quarzwerk
 - Gehäuse-Ø: ca. 4 cm

Online mit noch mehr Angeboten:

www.geo.de/abo

Oder einfach QR-Code mit
dem Smartphone einscannen
und bestellen:



gehend in die Wirtschaftssysteme der Nachbarländer Uganda, Tansania und Ruanda integriert. Die Schuld an der Misere des Staates, der dank seiner Rohstoffe und potenziellen Agrarflächen ganz Afrika ernähren könnte, geben viele Bewohner noch immer den alten Kolonialherren. Das äußert sich auch in den Kommentaren der Passagiere uns kreuzender Schubverbände. „Hau ab, Weißer!“, schreien manche, sobald wir auf gleicher Höhe sind. Oder: „Im Kongo gibt’s nichts mehr zu klauen!“

Was ja nicht stimmt. Nach Europäern und Amerikanern bedienen sich derzeit massiv die Chinesen; in einem Tauschgeschäft: neue Straßen, Schienen, Brücken, Krankenhäuser gegen das Recht für die ferne Volksrepublik, sich in den Minen

von Katanga zu bedienen, vor allem an Kupfer und Kobalt. Die Kalkulation des auf 30 Jahre angelegten Deals für China: rund sechs Milliarden Dollar Input, bis zu 150 Milliarden Gewinn. In Kinshasa heißt dieser Ausverkauf *le contrat chinois*, der chinesische Vertrag. Man lobt und liebt fürs Erste die „neuen Retter“. Ein Kongolese in Lisala hat mich zwei Tage zuvor sogar mit „Ni Hao“ begrüßt.

Viele der auf den anderen Schiffen zusammengepferchten Passagiere richten ihre gebrüllten Beleidigungen spezifisch an unseren Kapitän. Weil Buisine in ihren Augen spielend 1500 Passagiere auf seinen Barges unterbringen könnte, dies jedoch aus Sicherheitsgründen ablehnt. Aber was wiegt Sicherheit in einem Land, wo es ohnehin immer ums Überleben

geht? Außerdem verlangt Buisine 50 Dollar für das Ticket Kinshasa–Kisangani. Während andere Kapitäne es für kaum die Hälfte anbieten, wenn auch gelegentlich verbunden mit hohen Opferzahlen.

Unser Morgen im Hafen von Bumba beginnt mit einer weiteren Anklage. Auf dem holprigen Uferweg tanzt eine verrückte Alte, zeigt auf unser Schiff und brüllt etwas auf Lingala. Wir frühstücken gerade. Bernadette übersetzt: „Sie sagt, Buisine sei ein Dieb und ich seine Hure.“

Die Demokratische Republik Kongo war einst eine große Exportnation für Palmöl. Heute wird es fast nur noch für den Eigenbedarf gepresst. Auf einigen der rund 5000 Flussinseln herrscht pittoresk anmutende Armut



sauberer, blau-weißer Uniform werden von fähigen, anständig bezahlten Lehrkräften unterrichtet.

Ich finde Pater Carlos Rommel auf der Veranda seines Pfarrhauses. Ein humorvoller Mensch, das sieht man sofort. Ein starker Mann, trotz seiner 75 Jahre. Blaue Augen, weißes Haar, breites Kinn. Der Körper verrät eine Liebe zu üppigem Essen. Ein geschwollener rechter Fuß ist die einzige Spur des gestrigen Unfalls. Wir kommen ins Reden. Erzählen macht dem Pater Spaß, die beste Geschichte ist die seines eigenen Lebens: „Mein Vater hat in Flandern eine Bank gegründet und mit Gewinn verkauft. Ein Viertel davon habe ich geerbt. Millionen.“ Wie viele, sagt er nicht, aber die Botschaft ist klar: Hier sitzt ein steinreicher Mann. Sein Vater war enttäuscht, dass der Sohn sich für die Armen in Afrika entschied, statt noch reicher zu werden. 1963, mit 25 Jahren, brach Carlos Rommel, ein entfernter Verwandter des deutschen Generalfeldmarschalls, auf. 2013, sagt er, werde er sein goldenes Kongojubiläum feiern.

50 Jahre, davon 47 in Bumba, damit beschäftigt, ein Vermögen auszugeben: „Natürlich hätte ich alles auch im Kasino von Knokke verspielen können. Aber dies hier schien mir sinnvoller“, sagt der Pater. „Ich will in Bumba sterben. Die Menschen lieben mich.“

Das tun sie ganz offenbar, obwohl der Pater in Schule und Krankenhaus große Strenge walten lässt. „Was dem Kongo fehlt“, sagt er, „sind Ehrlichkeit, Disziplin, Kompetenz. Ist die Fähigkeit zu Verantwortung. Deshalb predige ich immer: Erwartet nichts von Gott! Gott ist uralt und fast taub, er hört euch gar nicht. Sucht Gott in den Menschen!“

An Bord der „Ma’ Ungano“ berichte ich Kapitän Buisine von der Begegnung. Gestehe meine Bewunderung. „Carlos ist naiv“, mäkelte er. „Nichts, was er hier schafft, wird ihn überleben. Kaum unter der Erde, wird er vergessen sein. Und seine Schüler werden hier alles plündern.“

Ich glaube eher, Buisine ist neidisch. Gewiss würde es auch ihm gefallen, von

Eine groteske Beschuldigung. Gerade Bernadette hat solches Misstrauen nicht verdient. Sie leitet in Kinshasa eine Hilfsorganisation für *shégués*, Straßenkinder. Als wir an Kilometer 270 vorbeischippern, musste sie kräftig schlucken. Buisine deutete auf rostige Container: Dort habe einmal ein Lager für *Shégués* gestanden: „Meine Idee. Eines Nachts habe ich auf dem Markt von Kinshasa 500 Kinder umzingeln und einige hierhin verfrachten lassen. Experten aus Taiwan unterrichteten sie in Fischerei und Ackerbau. Das Projekt war sehr erfolgreich.“

Seither läuft die Kommunikation zwischen Buisine und Bernadette auf etwas schwierigen Bahnen. Aber für Menschen wie die Alte am Kai sind schlicht alle Weißen und ihre Freunde schuldig. Freddy Kitaba, der belesenste unter den Matrosen an Bord, erklärt mir, wie *l’œil de l’Occident*, der „böse Blick des Westens“, darüber wache, dass sein Land keinen Ausweg aus dem Schlamassel finde: „Deshalb hat US-Präsident Clinton unseren Revolutionsführer Kabila umbringen lassen.“ An Bord der „Versöhnung“ erfährt man oft bizarre Neuigkeiten.

Umso überraschender aber die große Nachricht dieses Tages: Gestern wurde

ein Weißer von einem der wenigen Autos in Bumba angefahren. Der Polizei gelang es nur mit Mühe, den kongole-sischen Fahrer vor dem Zorn der Menge zu retten. Die Leute wollten den Mann lynchen. Denn bei dem verletzten Unfall-opfer handelt es sich um einen belgi-schen Missionar: Père Carlos.

Ein reicher Missionar und ein Ort, der funktioniert

Ein im Kongo geliebter Weißer? Dieses Wunder will ich mit eigenen Augen bestaunen. Während auf der „Ma’ Ungano“ Fracht gelöscht wird, lasse ich mich von einem *toleka*, einem Fahrradtaxi, durch 300 Schlaglöcher zur katholischen Mission von Bumba transportieren. Eine halbe Stunde lang Gerumpel, dann lichtet sich das Trümmerfeld der Hüttenhaufen, und es erscheint eine unglaubliche Oase: ein Krankenhaus mit OP-Saal und Entbindungsstation, daneben ein offenkundig perfekt geführter Schulkomplex, bestehend aus Kindergarten, Grundschule, Gymnasium. Und tatsächlich, das alles funktioniert: Patienten werden operiert und überleben, Babys kommen hygienisch auf die Welt, und 3000 Kinder in





Nahrhaftes Eiweiß, egal, woher:
In diesem Holzkäfig bietet ein Händler
lebendfrische Flughunde an – Schlach-
tung durch einen beherzten Biss in den
Hals inklusive. Virenrisiko ebenfalls

Kongolesen geliebt zu werden. Und schmeichelhafte Worte zu hören statt nur das ihm geltende *ngulu*, Schwein. Aber Buisine sagt nur: „Mach dir keine Illusionen, Carlos ist kein Heiliger!“

Am folgenden Nachmittag sitze ich wieder auf der Veranda des Pfarrhauses. Pater Carlos trägt dieselbe Kleidung wie am Vortag. Ein buntes Hemd über einer Anzughose mit Silberstreifen. Nur dass, im Laufe von Jahrzehnten, die Streifen zwischen Schenkel und Knie verschwunden sind. An der Stelle, wo der Missionar seine schweren Hände aufstützt, wenn er seine Lieblingspose einnimmt: im Sitzen vorgebeugt, wie ein traditioneller afrikanischer Herrscher auf seinem Thron.

Denn ein Herrscher ist er zweifellos. Auch wenn er mit zwei verschiedenen Plastiklatschen an den Füßen unterwegs ist. Was sucht er? Die „materielle und spirituelle Entwicklung“ seiner Schäfchen, wie er mir gestern versichert hat?

„Dies alles wird mit mir vergehen“, sagt er nun. Ich verberge meine Überraschung, er redet weiter: „Nichts kann den Kongo vor dem Untergang retten. Die letzten westlichen Investoren ziehen ab. Hilfsorganisationen haben die Nase voll davon, sich von kongolesischen Partnern ausnehmen zu lassen. Und große Entwicklungsprogramme dienen oft nur zur Ablenkung – damit sich Konzerne weiter in den Minen bedienen können. Unterdessen verlernen die Menschen hier, sich selbst zu ernähren. Die Kongohilfe ist oft Beihilfe zum Selbstmord.“

Warum dann die eigene Zeit, das eigene Geld für Bumba geben, wenn sie auch dort am Ende nur mehr Abhängigkeit schaffen? Der Pater denkt nach, die Hände auf die streifenlose Fläche seiner Hose gestützt. Ein langer Moment vergeht. „Das Abendmahl“, sagt er schließlich, „hat hier für mich eine besondere Bedeutung. Ich breche das Brot und gebe es ihnen zu essen. Und sage: Nehmt, denn dies ist mein Leben, das ich euch schenke! Diese Augenblicke erleichtern mir mein Dasein. Ich habe Bumba mein Leben geopfert. Das gibt mir Ruhe.“



Schildkröte oder Krokodil: Was gefangen wird, wird auch verspeist. Denn trotz tropischer Üppigkeit haben zahlreiche Kinder am Kongo Hungerödeme. Kapitän Buisine toleriert »bushmeat«, solange auf seinem Schiff kein Affenfleisch gehandelt wird – zu gefährlich!



Mon Dieu. Ich hatte nach einem passenden Vergleich für Carlos Rommel gesucht. Albert Schweitzer war mir eingefallen, der den Afrikanern Medizin und Mitmenschlichkeit bescheren wollte. Nun kommt mir Colonel Kurtz in den Sinn, der Held aus Joseph Conrads „Herz der Finsternis“. Klar, Pater Carlos ist viel positiver. Aber auch er scheint das Gefühl zu haben, verschlungen zu werden. Von der eigenen Nächstenliebe? Oder von der Finsternis des *suicide assisté*, der Beihilfe zum kongolesischen Selbstmord?

Ein rätselhafter Urstoff namens »matiti«

Nur noch wenige Tage bis Kisangani. Die Hälfte der Fracht ist von Bord, die beiden zusätzlichen Barges sind in Bumba ge-

blieben. Die Eisenschlange kommt wieder schneller voran. Ich sitze an meinem alten „Null-Null-Punkt“, dem Poller an der Bugkante der vordersten Barge. Und erst jetzt, nach fast vier Wochen, fällt mir etwas Wesentliches auf: das Grün.

Bisher hatte sich mein Blick auf das Grüngerahmte konzentriert: eine Hütte, ein Fischerdorf, eine Piroge am Strand, die überirdisch verlaufenden Wurzeln eines Kapokbaums. Aber jetzt sehe ich das Grün und werde mir schlagartig der Unzulänglichkeit dieses Worts bewusst. Denn je nach Wetter und Tageszeit tritt es in ungeheuer vielen Nuancen zutage.

Die Matrosen auf der „Ma’Ungano“ begegnen dieser semantischen Schwierigkeit, indem sie alles Grüne mit dem Lingala-Wort *matiti* belegen. Die Dschungelwand am Ufer? Matiti. Im Strom trei-

bende Wasserhyazinthen? Matiti. Ein auf dem Teller auftauchender Salat? Auch nur Matiti. Aber was heißt hier „nur“?

Buisine, der auch erstaunlich gute Seiten hat, hält den Regenwald für den größten Schatz des Kongo. Und verflucht die Holzkonzerne, die den Dschungel plündern und breite Schneisen ins Matiti fräsen, auf der Suche nach Sapelli, Sipo, Mukulungu und anderen Edelhölzern.

Bereits zu Mobutus Zeiten hat der Kapitän versucht, die Kongo-Gestade in Schutzgebiete zu verwandeln. An den Ufern und auf zahllosen Inseln wollte er Tierreservate ausweisen, für typische Vertreter dieses Waldes, der 60 Prozent des Landes bedeckt: für Waldelefanten, Waldgiraffen, Waldbüffel. Für Affen: Gorillas, Schimpansen, Bonobos. Für Okapis

und Bongo-Antilopen. Über 400 Säugerarten beheimaten die Regenwälder am Kongo, mehr als 1000 Vogelspezies und über 10 000 Pflanzenarten. Buisines Argument, damals wie heute: der vielversprechende Ökotourismus.

Aber weder Mobutu noch seine Nachfolger haben sich für die Ideen begeistern lassen. Für sie ist der Wald nur: Matiti.

Naturliebhaber findet man selten zwischen Kinshasa und Kisangani. An diesem Morgen sehen wir ein Krokodil. Die Füße an den Leib gebunden, die Schnauze fest zugeschnürt, liegt das drei Meter lange Reptil im Bauch einer Piroge, die an der „Versöhnung“ festmacht. 800 Dollar verlangt der Jäger. „Er würde sich bestimmt mit 200 zufriedengeben“, raunt mir Henri Mukendi zu, der Maschinist.

Weitere Zutaten aus der Buschküche befinden sich ebenfalls auf der Piroge: zwei schwarz-weiß gefiederte Adler, eine geköpfte Schlange, ein lebender Waran, dem man, damit er nicht beißen kann, das Schwanzende zwischen die Zähne gepresst hat. Als Buisine mehrere tote Affen im Gewühl von Händlern und Matrosen sichtet, bekommt er einen Schreianfall: „Wollt ihr uns umbringen?“ Er denkt an Ebola und andere Viren, die über Affenfleisch unter die Menschen geraten sind.

Zum Gipfel des Ekels verhilft mir ein Buschfleischer, der Flughunde feilbietet. Findet er Kunden, zieht er ein Tier aus dem Käfig und tötet es durch einen Biss ins Genick. Als er das Blut in unsere Barges spuckt, sendet Buisine, der Tobsucht





Dr. Ramazani will das Herbarium von Yangambi retten, doch der Zoll gibt die benötigten Code-Aufkleber nicht frei

verlangt der Direktor 6000 Dollar. Ramazani hat den Zolldirektor angefleht, hat ihn beschimpft, hat die Regierung um Hilfe gebeten. Nichts zu machen. Die Aufkleber bleiben Geiseln des Zolldirektors. Seit fünf Monaten steht die Arbeit im Herbarium still.

Eine Leiche im Wasser – was kann das bedeuten?

Noch zwei Tage bis Kisangani. Bei Kilometer 1690 treibt eine Leiche vorüber. Aufgedunsen, das Gesicht nach unten. Ich gehe über die Barges, sondiere Reaktionen. David Aaron zittert neben seinen Benzinfässern: „Das ist kein gutes Zeichen.“ Kommen weitere Leichen, will er sagen, könnte dies heißen, dass in Kisangani wieder Massaker stattfinden.

Der Matrose Bompetit winkt ab: „Sogar viele Wasserleichen bedeuten meist nur, dass stromaufwärts eine Piroge gekentert ist.“ Im Sturm. Oder weil sie überladen war. „Passiert oft.“

Kein Grund zur Aufregung also an Bord der „Versöhnung“. Am Null-Null-Punkt versieht Cédric seine Schicht als Tiefenausloter. Der Tote? Hat er gesehen. Und?

„Und nichts. Du siehst es und hältst die Klappe. Redest du darüber, kriegst du Probleme. Die Polizei kommt, und du musst ihr Geld geben.“

Alles ganz einfach: Ein Toter treibt vorüber, die Lebenden fahren weiter.

Wie Mama Eugénie und ihre Tochter Gisèle, zwei Fischhändlerinnen auf dem Rückweg nach Kisangani. Sie wohnen dort im Viertel Tshopo. Während des „Drei-Tage-Krieges“, den sich Ruanda und Uganda 1999 um die Kontrolle der Diamanten von Kisangani lieferten, lag ihr Haus genau auf der Frontlinie. Viele flohen. Mama Eugénie blieb. Ich habe mich mit Mutter und Tochter auf der Fahrt angefreundet, staune über ihren

nahe, ein Reinigungskommando aus, geführt von Spartakus.

Einmal noch vor Kisangani gehen wir an Land. In Yangambi, dem einst weltgrößten Forschungszentrum für tropische Landwirtschaft.

Heldenhafte Botaniker und gierige Zöllner

Fünf Uhr nachmittags. Auf Taxi-Mopeds brausen wir auf ein bewaldetes Plateau, 100 Meter über dem Fluss. In dem Areal, wo einst 250 belgische Forscher samt Familien in kleinen Villen lebten, verlieren sich heute drei Dutzend Kongolesen. Die Häuser sind lädiert, ohne Strom und Wasser. Keine „Mittel“, sagt Elasi Ramazani Kitima. „Für die Wissenschaft gibt die Regierung 0,02 Prozent des Staatsbudgets aus.“

Welchen Wert sollte man einem heldenhaften Botaniker wie Dr. Ramazani in Kinshasa beimessen? Der Kongolese hat sich der Pflege des Herbariums von Yangambi verschrieben. Er sagt: „Wir wollen diese Sammlung von 150 000 getrockneten Pflanzen retten, die uns nicht nur Dr. Jean Louis hinterlassen hat. Das älteste Pflänzchen stammt von 1898.“

Dazu lässt Ramazani nun jedes Blatt auf Karton nähen, ganz vorsichtig am Stiel, damit es nicht weiter zerbröselt.

Darunter klebt er den vergilbten Identifikationszettel von Louis. Oder schreibt einen neuen, falls die Zeit die Buchstaben des Belgiers aufgefressen hat.

Wenn dies getan ist, versieht Ramazani jeden Bogen mit einem aufgeklebten Strichcode. Seit zwei Jahren besitzt das Herbarium von Yangambi einen Scanner, gestiftet vom Nationalen Botanischen Garten von Belgien und der Mellon Foundation, gewissermaßen also von König Albert II. Ramazani hat das Seine dazu beigetragen, hat Sonnenpaneele und Batterien besorgt, um den Scanner mit Strom zu versorgen, während er selbst und seine Mitarbeiter die Nächte in unklimatisierten Kammern durchschwitzen. Meine Bewunderung ist groß, als ich ihn frage, wie viele Blätter er schon scannen und elektronisch archivieren konnte. Er strahlt. „12 000!“ Dann führt er uns in eine Lagerhalle, deren Wände von Eisenschränken verstellt sind, gefüllt mit 150 000 alten und 12 000 neuen Aktenblättern. Dazu trübes Licht und uralter Staub. „Kafkas Herr K. hätte sich bei uns zu Hause gefühlt“, scherzt Dr. Ramazani.

Doch dann glätten sich seine Lachfältchen wieder: „Wir können nicht weiterscannen, weil wir keine Strichcode-Aufkleber mehr haben.“ Ein Päckchen mit Nachschub aus Europa liegt beim Zoll in Kisangani. Für die Herausgabe

KIND, das; kleiner Mensch, der seine Eltern wahnsinnig macht. Vor allem vor Glück.

➔ NIDO – DAS NEUE MAGAZIN FÜR ELTERN.

WWW.NIDO.DE

Das Leben geht weiter: Im Jahr 2002 geschah an dieser Brücke bei Kisangani ein Massaker

bodenständigen Mut, genährt durch ökonomische Zielstrebigkeit. Gibt es für den Kongo eine Rettung, dann vielleicht dank seiner Frauen, stark wie diese beiden.

Kurz vor Kisangani erwische ich Eugénie und Gisèle noch rechtzeitig vor ihrem Aussteigen. Eine Piroge ist längsseits gekommen, an Bord zwei Söhne und ein Neffe. Sie übernehmen die familiäre Fracht. Körbe um Körbe mit Räucherfisch verlassen die Barge. Versteckt am Ufer warten Moped-Taxifahrer, um den Fisch auf Umwegen in die Stadt zu transportieren. So können sie den Zöllnern entkommen, die am Kai von Kisangani gierig auf die Ankunft die „Ma’ Ungano“ warten.

Es muss schnell gehen. Aber Gisèle, 27, mit einem Abschluss in Betriebswirtschaft, nimmt sich noch einmal Zeit für mich: „Was willst du?“

Nur ein historisches Detail: „Im Mai 2002, wart ihr da in eurem Haus in Tshopo?“ „Ja.“

Hat es ein Massaker gegeben? „Ja.“ General Nkunda? Wieder nickt die Frau. Erzählt von ihrem Freund, der damals verschwand. Und von dem gruseligen Schauspiel, das Nachbarn an der Brücke von Tshopo durch ihre Hüttenfenster sahen: die Exekution von rund 200 Menschen durch Rebellenführer Nkunda, einen kongolesischen Tutsi und Verbündeten Ruandas.

Gisèle berichtet emotionslos: „General Nkunda stand auf der Brücke und führte das Kommando. Einige Gefangene wurden erschossen, die meisten mit der Machete geköpft. Bevor er sie in den Fluss warf, ließ der General die Leichen ausweiden. Dann gehen sie nämlich unter und tauchen nicht wieder auf wie die, die du gestern gesehen hast.“

Ein kurzer Händedruck, dann sind Gisèle und ihre Mutter fort. An Backbord taucht die Silhouette von Kisangani auf. Ich steige zu Buisine auf die Brücke, genieße den Ausblick auf demolierte Ver-



gangenheit, auf das ehemalige Stanleyville. Ruinen mit Dach, Ruinen ohne Dach, Palmen wie an der französischen Riviera, dann das Hotel Regina.

An der Biegung des Flusses: Humphrey Bogarts Hotel

Villa Regina. Unvergleichliche Perle weißer Wehmut, anmutig gelegen an der von V.S. Naipaul beschriebenen „Biegung des großen Flusses“. Und Drehort exquisiter Szenen aus „African Queen“, jenem Film, dem Humphrey Bogart seinen einzigen Oscar verdankte. Eine der unvergesslichen Szenen: Vor dem Betreten der Villa Regina wirft Bogart alias Captain Charlie Allnutt einen Zigarrenstumpfen in den Schlamm. Ein Gewimmel von Schwarzen hechtet hinterher.

So trat der Kongo in das kulturelle Bewusstsein des modernen Abendlandes.

Und die Gegenwart? Wer wollte sich da festlegen? Gewiss sehe auch ich nur Kulissen und selten die Wahrheit dahinter. Zwei Tage spaziere ich durch Kisangani. Besuche David Aaron, um beim Pflanzen des Mangobäumchens dabei zu sein.

Ansonsten? Mir gefällt der Zoo oberhalb der Stadt. Obwohl der Krieg – genauer gesagt der Fleischbedarf ugandischer Truppen – wenig von ihm übrig gelassen hat. Manchmal kommen Schul-

klassen, um Freddy, den Schimpansen, nachzuäffen. Dabei ist es umgekehrt, ich habe es selbst probiert: Man baut sich vor dem Käfig auf, schreit, gestikuliert, hüpfte wie bekloppt auf der Stelle. Und aus traurigen Augen schaut Freddy zu, bevor er das menschliche Vorbild imitiert.

Am Vormittag unseres Rückflugs gehe ich noch einmal zum Hafen. Die Fracht der „Ma’ Ungano“ ist fast gelöscht. Auf dem Kai sammelt sich bereits die Ladung für Kinshasa: gebrauchte Autos, meist mit ugandischen Kennzeichen, fast alle gestohlen, nimmt der Kapitän an. Er grüßt vom Oberdeck. Irgendwie mag ich ihn. Er nickt mir kurz zu. Grinst schief. Wirkt fast zuversichtlich. Bestimmt liegt sein Waterloo nicht am Kongo. □



Der belgische Fotograf KRIS PANNECOUCKE, 43, ist mit dem Kongo zeitlebens verbunden – er ist in Kinshasa geboren. In die Stromschnellen bei Wagenia hat er sich für diese Reportage aber zum ersten Mal gewagt. Autor MICHAEL STÜHRENBURG, 60, hat für GEO alle Erdteile bereist – aber an Afrika hängt sein Herz ganz besonders.